

## Peter Rosegger

Zum fünfzigsten Todestag des Dichters am 26. Juni 1968

Von Hans Lohberger

In geheimnisvollen Runen setzt das Leben seine Sinnbilder mitten in den Fluß der Geschichte, der Geschehnisse hinein. Niemand aber steht dem Leben näher als der Künstler, der es zugleich erschafft und doch ganz sein Kind ist.

Denken wir nur an Peter Rosegger: Als er zur Welt kam, war er für so schwächlich befunden, daß man ihn — um dem Tode auf alle Fälle zuvorzukommen — möglichst schnell taufen ließ. Und dennoch: Obgleich am Rande des Lebens geboren, konnte er — vielleicht eben darum! — das Leben hundertfältig in sein Werk bannen.

Und zweites Gleichnis: Der schwächliche Peter mußte, statt als Ältester den väterlichen Hof zu übernehmen, Schneider werden; aber gerade als solcher lernte er auf unzähligen Fußwanderungen das Bauernland weithin kennen und die Menschen verstehen, um sie später — zu schildern.

Zum dritten: Als der väterliche Hof versteigert wurde, verlor Rosegger seine Heimat, aber nur, um nun erst ganz in seinem Fühlen und Denken heimatlich zu werden und sich wie anderen in seinem Werke Heimat zu schaffen.

Zuletzt: Als Rosegger starb — im Juni 1918 — standen die Berge voll der herrlichsten Alpenpflanzen und lobten noch am Grabe den, der sie besungen. Des Schöpfers Dichtung und des Dichters Schöpfung waren da grenzenlos eins! Mit Kränzen von Enzian über der Brust standen die Hirten der Waldheimat an seinem Grabe, aus dem er in Tausenden Blüten auferstand.

Der Waldheimat: Da steht das Wort, sein Wort! Denn die Heimat des Waldes war seine Heimat. Wunderbar, daß selbst die trockene Schulgeographie diesen Begriff der Poesie in ihre Gelehrtensprache übernahm, daß ein poetischer Terminus wissenschaftlich so zutreffend und gültig sein kann. Denn was dort nicht Wald ist, wird wieder Wald! Die Kirche von St. Kathrein steht auf einem eigenen kleinen Waldhügel: ihr von Fichten umgebener Turm sieht selbst wie eine Fichte aus.

Wald heiligt. Wald umrauscht und begrünt seit Jahrtausenden die steirische Seele über Wiegen und Gräbern. Waldheimat: Roseggers Denk-

mal ist die Natur selbst, ein lebendiges Dichtermal. In Wahrheit nämlich ist die „Waldheimat“ niemals zu Ende zu gehen, denn sie ist, neben aller Geographie, auch das Land der Dichtung, das man sich hier noch heute erwandern kann, sie ist, sagen wir es leise, eines jener irdischen Paradiese, die uns Sterblichen „ferne leuchten“, obschon sie so nahe sind. . .

Wenn es darum geht, das Wesen eines Genies zu erfassen, verfallen wir nur zu leicht in den Fehler, das, *was* ein solches Genie geschaffen hat, seine für immer fertigen, abgeschlossenen und abschließenden Werke, in den Mittelpunkt unserer Betrachtungen zu rücken, und versäumen dabei, der Art und Weise, dem *Wie* seines Schaffens, die gebührende Beachtung zu zollen. Dieses *Wie* des Schaffens als ein innerer Vorgang, weist ins Unendliche und spiegelt damit so recht die Seele des Künstlers selbst; spiegelt die Kraft, die in dieser Seele lebt, und auch das Ziel, das weit draußen im Unsichtbaren, Unerreichlichen, durch die verschiedenen Ausdrucksformen und einander oft widersprechenden Gestaltungen hindurch wirkt.

Sagen wir es anders: Im *Wie* des Schaffens liegt das ganze Leben, im *Was* des Geschaffenen bloß dieses oder jenes Werk. Nur ganz selten vereinigen sich diese beiden so grundlegenden Komponenten, die für des Genius Erkenntnis, die hier Miterleben, Mitleben bedeutet, so wesentlich sind. Nur selten verschmelzen das *Was* und das *Wie* mitsammen. In Peter Rosegger werden wir uns dieser Verschmelzung bewußt. Atmet nicht jedes seiner — fertigen — Werke die oft genug ihm selbst unbewußte Fruchtbarkeit tiefinnerster Schaffenskraft? Und dennoch ist es die Art und Weise dieser Kraft, dieser ewig jungen Unbewußtheit, welche die oft zeitgebundenen Werke über alle Bindung hinaushebt. Sagte es Rosegger nicht selbst, daß er wahr blieb, auch wo er irrte. „Meine Eitelkeit“, so schrieb er anderswo, „ginge fast lieber darauf aus, ein bedeutender Mensch zu sein als ein bedeutender Dichter.“

Dem Genie kommen noch seine Mängel zugute. Nur zu oft mochte Rosegger erkannt haben, daß seine Bildung die Not der Zufälligkeit zu tragen verurteilt, sein Studium lückenhaft, sein Wirken oft von außen gedrängt war: Sein unbewußter Schaffenstrieb blieb doch immer der gleiche, wenn er sich auch, gleich dem einen, einzigen Licht der Sonne, in die regenbogenhaft-unendliche Vielfalt seiner einzelnen Werke brechen mochte. Und — zerbrach nicht daran!

„In welcher Art ich zu den Ideen meiner Werke komme? Stets zufällig“, bekannte er zu Hausegger. „Absichtliches Suchen nach Ideen und Stoff führt zu nichts. . . Aus dem Leben direkt weht mich ganz unvorhergesehen und plötzlich etwas an, ein kleiner Keim, der unbewußt in mir Wurzel faßt und allmählich zur Gestaltung drängt.“ — Samenflug! Seelenackerland! Waldheimat!

Rosegger „muß beseelt sein“, wenn er schaffen soll. Diese seine Bemerkung kann man wohl als das erste und letzte Schlüsselwort ansehen; freilich sind seine Worte allesamt Schlüssel. Seele, nicht Wille! Unbewußtes Wachsen, nicht bewußtes Streben nannte und anerkannte Rosegger als die Triebkraft seines Schaffens. Rosegger wunderte sich, daß seine Werke meist planwidrig reiften, und es schien ihm, als wären sie schon vor ihm

